

Thorsten Krämer  
Donnerflug  
Revue



für Moses



**Eine Torte fliegt** durch den Raum.

Eine Tür wird geöffnet und wieder geschlossen.

Eine Torte –

„Das ist ja richtig Arbeit“, sagt Oliver, nachdem er 18 Kerzen angezündet hat, und wischt sich an der Schürze seiner Mutter die Hände, die bei der Prozedur etwas Sahne abbekommen haben. Die beiden stehen in der Küche, draußen wartet das Geburtstagskind mit der Verwandtschaft, auf ein Zeichen hin schaltet der Vater nun das Licht aus und unter vielen *Abs!* und *Obs!* wird die Torte ins Wohnzimmer getragen. Ein Blitzlichtgewitter bricht los, aber die Szene muss nicht wiederholt werden, alles klappt beim ersten Mal. Vor Sonja wird die Torte auf den Tisch gestellt, sie holt tief Luft und pustet, pustet mit ganzer Kraft und schafft auf Antrieb alle Kerzen bis auf eine, was nicht nur von ihr selbst als schlechtes Zeichen gewertet wird. Sie blickt zu ihrem Bruder, ihren Eltern, und als ein wenig feinfühligere Cousine sie auffordert: „Nun mach schon!“, laufen ihr bereits die ersten Tränen über das Gesicht.

**Die besetzten Häuser** der Hafensstraße glänzen im Licht der Mittagssonne in all den schönen bunten Farben, mit denen ihre phantasievollen Bewohner die maroden Wände verschönt haben. Während Oliver das Fischbrötchen isst, das er sich auf der nahe gelegenen Reeperbahn gekauft hat, betrachtet er die für die notwendige Verbindung von Ästhetik und Politik sorgenden Parolen, die in und zwischen die Bilder gepinselt sind. Freiheit statt Volkszählung, Sonne statt Reagan oder Petting statt Pershing: Eine ganze Geschichte der Bundesrepublik der 80er Jahre ließe sich hier für künftige Archäologen ablesen, wenn denn die Häuser nur lange genug erhalten blieben. Aber ob die Besetzer dafür einen Sinn haben? Das Haus 116, zu dem Oliver will, beherbergt auch die legendäre Volksküche, die um diese Zeit in vollem Betrieb ist. Es herrscht eine Stimmung wie bei der Heilsarmee, nur dass die blauen Uniformen fehlen und es statt erbaulicher Lieder zur Gitarre Ton Steine Sterben aus einem alten Ghetto blattert gibt. Oliver findet es gar nicht so leicht, die Penner, die sich hier eine billige Mahlzeit abholen kommen, von den regulären Hausbewohnern zu unterscheiden – andererseits sind Penner ja auf ihre Art auch ganz schön autonom. Er dagegen fällt bestimmt jedem sofort auf; bevor ihm also jemand blöd kommen kann, wirft er den

Rest des Brötchens weg und wendet sich an ein gutaussehendes Mädchen mit Nasenring, das sich gerade einen Teller Suppe geholt hat.

„Weißt du, wo Bolle ist?“ fragt Oliver, als habe er erst letzte Nacht mit ihr und Bolle einen flotten Dreier geschoben.

„Wieso willst du das wissen?“ fragt sie barsch zurück, offenbar hält sie ihn eher für einen Bullen in Zivil.

„Ich muss mit ihm reden. Ich bin ein Freund von Paul.“

„Welcher Paul?“

Das Mädchen ist höchstens achtzehn, zu der Zeit also, als Paul hier gewohnt hat, hat sie noch brav zu Hause ihre Klavierstunden absolviert.

„Ok, vergiss das mit Paul. Sag mir einfach, wo ich Bolle finde. Ich suche meine Schwester, und er weiß vielleicht, wo sie ist.“

„Bist du ein Bulle?“

Auf dieses Reizwort hin drehen sich gleich mehrere Gesichter zu den beiden um, ein schlaksiger Enddreißiger in Lederjacke schaltet sich väterlich in das Gespräch ein.

„Was ist denn los, Mona? Macht der Typ Ärger?“

Oliver hebt beschwichtigend die Hände, dann, in einer Bewegung, die langsam genug ist, selbst Don Johnson in Miami Vice zufriedenzustellen, holt er Sonjas Foto aus seiner Brusttasche und hält es Monas Beschützer hin.

„Das ist meine Schwester, Sonja. Sie ist vor ein paar Tagen von zu Hause abgehauen, und meine Eltern machen sich große Sorgen um sie. Ich dachte, sie ist vielleicht hier.“

„Wird schon ihre Gründe gehabt haben abzuhau-



en“, zeigt sich der Typ von seiner verständnisvollen Seite.

„Lass mal gucken“, sagt Mona, nimmt sich das Foto und vergleicht es mit Oliver. „Die sieht ja aus wie du“, sagt sie dann und ist damit die erste überhaupt, die zwischen den beiden Geschwistern eine Ähnlichkeit bemerkt. Vielleicht gefällt ihr auch nur die Vorstellung, dass sich da Eltern wirklich einmal Sorgen um ihre Tochter machen. Jedenfalls gibt sie dem Lederjackenmann mit einem Blick zu verstehen, dass er die Sache ruhig ihr überlassen kann.

„Bolle wohnt im zweiten Stock, die Tür mit dem RAF-Poster“, sagt sie und gibt Oliver das Foto zurück, dabei berühren sich kurz ihre Hände.

„Danke.“

Mona lächelt wie ein Pfadfinder nach seiner guten Tat, dann wendet sie sich wieder ihrer Suppe zu. Aus der Volkküche führt eine Tür ins Treppenhaus, die auch wie die Eingangstür eher einer Safetür ähnelt. Die Angeln sind mit Stahl verstärkt, mehrere Dellen in der Tür selbst zeugen von diversen Polizeianstürmen, die das Haus schon hinter sich hat. Die Treppe nach oben dagegen ist stark baufällig, an mehreren Stellen fehlt das Geländer, und auch einige der Stufen sehen nicht so aus, als würden sie noch lange halten. Vom Treppenabsatz im zweiten Stock führen drei Türen in die Wohnungen, anstelle von Namensschildern haben die Bewohner jeweils ein Poster an die Tür geklebt. Links wird Oliver von einem Spruchband zur Solidarität mit dem palästinensischen Volksaufstand aufgefordert, dazu heißt es dann ganz praxisnah *Boykottiert Israel – Läden Strände Kibbuzim*; in der Mitte hängt eine extra billig aussehende Photomontage des toten Barschels in der Ba-

dewanne, mit Engholms feixendem Gesicht, komplett mit Pfeife, darauf montiert, die Bildunterschrift lautet *Sehr witzig, Herr Engholm*; die rechte Tür schließlich trägt das bekannte RAF-Emblem mit dem Maschinengewehr. Oliver klopft, von innen ertönt ein dumpfes Stöhnen, dann nähern sich schlurfende Schritte, und ein Mann in seinem Alter öffnet die Tür. Er blinzelt seinen Besuch verschlafen an, auf seinem Kopf stapeln sich wirr seine blonden Rastalocken.

„Was ist denn?“, fragt er, ein Gähnen unterdrückend.

„Bist du Bolle?“

„Und wer bist du?“

„Ich heiÙe Oliver. Ich bin ein Freund von Paul.“

„Paul? Der Paul, der nach München weg ist? Na, komm erst mal rein.“

Bolle öffnet die Tür zu einem dunklen, nach Weihrauch duftendem Flur. Die Wände sind übersät mit Bildern von Che Guevara, Karl Marx und anderen linken Größen, die nackte Rückenansicht der Kommune 1 ziert eine Tür, hinter der wohl die Toilette liegen dürfte. Bolle geht mit Oliver in die Küche, die dagegen erstaunlich aufgeräumt wirkt. Er stellt zwei Gläser mit Leitungswasser auf den Tisch und guckt ihn abwartend an.

„Es geht um meine Schwester Sonja“, sagt Oliver seinen Spruch auf, „sie ist letzte Woche von zu Hause abgehauen, und meine Eltern machen sich große Sorgen um sie.“

„Und du nicht?“, unterbricht ihn Bolle.

„Ich? Klar mache ich mir auch Sorgen, ich kann die Sache nur vielleicht etwas realistischer einschätzen als meine Eltern, die sich gleich Gott weiß was denken.“

„Und was denkst du dir?“

„Ich denke, dass sie hier in Hamburg ist. Paul meinte, du könntest dich vielleicht mal umhören.“

Bolle lächelt. Oliver gibt ihm das Bild, das er sich in die Hemdtasche steckt, ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen.

„Und wie erreiche ich dich, wenn ich wirklich was höre?“

„Hast du was zu schreiben?“

Bolle holt das Foto wieder hervor und reicht Oliver einen abgekauten Bleistift dazu, mit dem dieser seine Telefonnummer auf der Rückseite notiert.

„Also dann“, sagt Oliver und gibt Bild und Bleistift zurück, „und danke.“

„Du weißt ja, wo's rausgeht.“

Im Gehen sieht er noch, wie Bolle den Kühlschrank aufmacht, dann ist er schon auf der Treppe und auf dem Weg nach unten. Als er durch die Volkküche nach draußen geht, sitzt Mona mit ihrem Lederjackenmann knutschend in einer Ecke, was Oliver nicht ohne einen Anflug von Bedauern registriert.

**Jordan schaut auf** die Uhr, ein Erbstück seines Großvaters, wegen der ihn die anderen aus der K-Gruppe schon des öfteren aufgezogen haben. Er hat ihnen ausführlich erklärt, dass sein Großvater 1933 schon längst tot war, dass ihn 1917 eine Kugel im Schützengraben getroffen hat, dass es nichts Anrüchiges an dieser Uhr gibt, aber nun ist es eben keine ernsthafte Kritik mehr, die er sich anhören muss, sondern einfach nur eine alberne Frotzelei, als seien sie alle noch in der Grundschule und er habe unter dem Pult heimlich sein Schmusetuch versteckt. Es ist wirklich lächerlich, und erst beim letzten Treffen hat sich Jordan vorgenommen, dass er höchstens noch zweimal kommen wird, und wenn dann diese Scherze nicht aufgehört haben, wird sich sein politischer Widerstand andere Bahnen suchen müssen.

Es ist nicht das erste Mal, dass Gabi zu spät kommt, er ist das von ihr gewohnt, außerdem ist die Lage in Berlin in diesen Tagen so unübersichtlich, dass man sich nicht auf den Verkehr verlassen kann, wahrscheinlich sorgt gerade wieder einmal irgendwo ein Sit-in für Chaos. Trotzdem ärgert ihn diese Unpünktlichkeit, er weiß nie, wie lange er warten soll, und heute sagt er sich bereits nach fünfzehn Minuten, dass sie aller Wahrscheinlichkeit nach überhaupt nicht mehr kommen wird.

Was also tun mit dem Nachmittag? Das Wetter ist durchwachsen, der Himmel sieht nach Regen aus und warm ist es auch nicht, ein Spaziergang durch die Stadt kommt für ihn nicht in Frage. Er ist unruhig, er weiß nicht, wie es mit Gabi weitergehen soll, zwei Monate sind sie jetzt schon zusammen, eine lange Zeit für seine und auch ihre Verhältnisse, für die Verhältnisse insgesamt, denn warum für die sexuelle Revolution kämpfen, wenn sie sich nicht auch im Leben auswirkt? Warum das Ende der Monogamie ausrufen, wenn man dann doch eine feste Beziehung hat? Dabei ist es nicht einmal so, dass Gabi klammern würde, er selbst stellt an sich ein Verlangen fest nach so etwas wie Treue, er weiß, dass Gabi sich auch ab und zu mit einem andern trifft, er würde ihr das niemals vorwerfen, aber ärgern tut es ihn doch. Wenn er denen von der K-Gruppe das erzählen würde, hielten die ihn gleich für einen Faschisten, wahrscheinlich tun sie das ohnehin, er sollte da wirklich nicht mehr hingehen. Und warum ist Gabi nicht gekommen?

Ein Streifenpolizist mustert ihn argwöhnisch, die langen Haare lassen ihn verdächtig wirken. Mit demonstrativer Freundlichkeit grüßt er den Schupo, der nickt und kurz darauf die Straßenseite wechselt. Jordan geht weiter, er weiß selbst nicht wohin, schon jetzt dämmt er ihm langsam, dass das wieder einer dieser Tage sein wird, an denen er nur ziellos durch die Gegend streift, die Unordnung in seinem Kopf ihn immer weiter durch die Stadt treibt, bis am Ende wenigstens ein, zwei Fotos dabei herauspringen. Er umfasst die Kamera in seinem Mantel, vielleicht hätte er den Polizisten gerade aufnehmen sollen? Er wendet sich noch einmal um, tatsächlich steht der Schupo noch auf der anderen

Straßenseite und schaut ihm hinterher. Er holt die Kamera hervor, der andere beobachtet dies mit großem Interesse; dann, als er den Apparat vor das Gesicht hält, setzt sich der Polizist, ein junger Mann, nicht älter als er selbst, mit hoch erhobenem Arm in Bewegung, läuft auf die Straße, auf der in diesem Moment ein Lastwagen vorbeikommt, der gerade noch vor dem Uniformierten anhalten kann. In diesem Moment drückt Jordan auf den Auslöser und bannt auf seinen Film das Gesicht des jungen Beamten, auf dem die Strenge der Staatsgewalt und das Erschrecken über den Beinahe-Unfall in einem höchst eigenartigen Ausdruck aufeinander treffen. Nun steigt erbost der Lastwagenfahrer aus und Jordan nutzt die Gelegenheit, sich eilig um die nächste Ecke davon zu machen, den Fotoapparat wie eine Beute unter den Arm geklemmt.

Eine Stunde später ist er noch immer unterwegs, längst ist die Freude über das geschossene Foto einem unbestimmten Frust gewichen, einem Ärger über das Versetzt-Werden, der nicht so groß wäre, wenn er wenigstens mit der Zeit etwas Vernünftiges anzufangen wüsste und nicht so wie getrieben durch die Stadt laufen müsste. Und zu allem Überflus stellt er sich jetzt auch noch vor, wie Gabi das Treffen nicht nur vergessen hat, sondern gerade in diesem Moment mit einem anderen zusammen ist, als ob ihn das etwas angehe. Er biegt auf den Kurfürstendamm ein, geht weiter Richtung Zoo im Fluss der Passanten, bis er hinter einer Unterführung vor einem dieser Schmuddelkinos vorbeikommt, und ehe ihm überhaupt bewusst wird, dass er gerade einen Entschluss gefasst hat, ist er schon durch die Tür hindurch, holt ein paar Mark aus der Tasche und zahlt den Eintritt. Es herrscht ein schummri-

ges Zwielficht, Staub tanzt vor ihm in der Luft, er schiebt den schweren Samtvorhang beiseite und setzt sich in die letzte Reihe. Außer ihm ist niemand im Kino. Es kommt etwas Werbung, dann geht gleich der Hauptfilm los, ein eilig heruntergekurbeltes Filmchen mit dem Titel *Die Stewardessen*, dessen Geschichte sich um ebensolche dreht, die in einer Art emanzipiertem weiblichem Matrosentum an jedem Flughafenort einen anderen Mann haben. Naturgemäß gibt es nicht viel Handlung, die Frauen fliegen von einer Sexszene zur nächsten, dazwischen gibt es dann Aufnahmen von startenden und landenden Flugzeugen, die aussehen, als seien sie aus anderen Filmen geklaut. Eine der Frauen, eine kleine Blonde mit einem Schönheitsfleck auf der Wange, erinnert ihn ein wenig an Gabi. Er weiß selbst nicht, was er davon halten soll, dass er nun gerade in einem Sexkino an sie denken muss; in einer Szene, in der die Blonde nackt auf einer Schaukel sitzt und immer zum Betrachter hin und wieder zurück schaukelt, so hin und her, als würden sie und Jordan gerade vögeln, ist es ihm dann auch egal, er steckt die Hand in die Hose, doch dann kommt schon der nächste Schnitt, ein blöder Jumbo hebt sich in die Lüfte, und Jordan wartet gar nicht erst, bis seine Erektion abgeklungen ist. Wie seekrank stürzt er aus dem Kino, draußen blendet ihn das Tageslicht, eine junge Frau kommt ihm entgegen, die in einer durchsichtigen Bluse ihre Brüste stolz spazieren führt, die sich erst unlängst aus dem autoritären Gefängnis ihres Büstenhalters befreit haben. Sie lächelt ihn freundlich an, ihm fällt ein, woher er sie kennt: es ist Uschi, die seit kurzem auch in die K-Gruppe kommt und ihm nach dem letzten Treffen hinter vorgehaltener Hand gesagt hat, dass ihr seine Uhr gefällt.